

Wer hat am meisten abgebaut

Reich, Länder oder Gemeinden?

In sechs langen, mit Ziffern angefüllten Seiten in Heft 24 von Wirtschaft und Statistik legt das Statistische Reichsamt (Berlin) die Ausgaben und Einnahmen des Reiches, der Länder und Gemeinden in den Jahren 1929-1932 dar. Es kommt zu dem Ergebnis, daß sich der Ausgabenrückgang von 1929/30 bis zum Rechnungsjahr 1931/32 bei den verschiedenen Gebietskörperschaften einigermaßen auf gleicher Höhe hält und zwar stellt er sich für den Finanzbedarf auf 17-24 Prozent. Dieses Urteil ist jedoch sehr eigenartig. Bei genauerer Beachtung der Ziffern ergibt sich nämlich folgendes, für den Wirtschaftler wie Politiker sehr Beachtliches:

Selt der Inflation stieg der Finanzbedarf der öffentlichen Körperschaften (von Reich, Ländern und Gemeinden) auf über 20 Milliarden. Von diesem Jahre an fällt er nun überall. Bei den Ländern war jedoch der Ausgabehöhepunkt bereits 1928/29 erreicht. Sie begannen also nach den Ziffern von Wirtschaft und Statistik den Abbau der Ausgaben am frühesten.

Der Finanzbedarf von 1931/32 lag nun unter dem Finanzbedarf von 1929/30 beim Reich um rund 1,4 Milliarden oder 17 Prozent. 1400 Millionen ersparte sich das Reich allein durch den Fortfall der Reparationen, eine Ausgabenminderung, die weder bei den Ländern noch den Gemeinden zutage tritt! Während das Reich über 500 Millionen für Arbeitslosenfürsorge mehr ausgeben mußte als 1929/30, sparte es rund dieselbe Summe an der Verwaltung ein. Der Verwaltungsbau betrug rund 10 Prozent. Wenn sich das Reich rühmt, 17,7 Prozent seines Finanzbedarfes eingespart zu haben, so hat es also tatsächlich unter Ausschluß der Reparationen - nichts eingespart!

Anders schaut die Rechnung bei den Ländern in den Haushalten 1929/30 bis 1931/32 aus. Der Zuschußbedarf (= Finanzbedarf abzüglich der speziellen Deckungsmittel wie Gebühren, Beiträge, Schuldenaufnahme) wurde um rund 17 Prozent vermindert. Der Zuschußbedarf für Verwaltung und Reichssicherheit wurde allein um 16,5 Prozent (156 Millionen) gekürzt, das Wohnungswesen um 14,7 Prozent (rund 115 Millionen RM.) vermindert. So erscheint der Haushalt der Länder, der schon vor 1929/30 vermindert wurde, im ganzen von 1929/30 auf 1931/32 um 570-600 Millionen RM. gekürzt.

Wie steht es nun mit den Gemeinden? Sie bauten ihren Zuschußbedarf um 12,2 Prozent ab. Die Verwaltungskosten wurden im ganzen nur um rund 7,5 Millionen gemindert und erscheinen somit im Vergleich zu den Ländern nicht niedrig. Man darf aber zur Entschuldigung dieses Umstandes darauf hinweisen, daß die Gemeinden zur Bekämpfung der Hilfsorgane u.ä. eines gewissen Beamtenförderers nicht entbehren können. Daß die Ausgaben für Arbeitslosenfürsorge usw. um 517 Millionen gestiegen sind, ist nicht zu verwundern. Trotzdem gelang es den Gemeinden, die Ausgabenseite (Finanzbedarf) um rund 657 Millionen zu entlasten, da sie in den Abteilungen Wohnungswesen, Wirtschaft und Verkehr und in der übrigen Verwaltung große Summen einsparen konnten. Der Zuschußbedarf für das Wohnungswesen wurde allein um rund 186 Millionen RM. - 61 Prozent gemindert. Im ganzen ergibt sich also: praktisch hat das Reich am wenigsten gespart, wenn es überhaupt Einsparungen (außer den Reparationen) vornahm. In der Verwaltung schränkten sich die Länder am meisten ein, während die Gemeinden auf Kosten allgemeiner Bedürfnisse, wie des Wohnungswesens, des Bildungswesens, von Wirtschaft und Verkehr erhebliche Abstriche machen konnten. Die Feststellung des Berliner Statistischen Reichsamtes, daß sich die Einsparungen der Gebietskörperschaften einigermaßen auf gleicher Höhe hielten, ist irreführend.

Aus Welt und Leben

Vor 50 Jahren ins Wellengrab. Vor 50 Jahren, in der Nacht vom 19. auf 20. Januar, sank etwa vier Seemeilen vom Vorkamer Leuchtschiff entfernt, die „Cimbria“, welche 380 Passagiere und 110 Mann Besatzung, darunter viele würt-

tembergische Landeskinder, an Bord hatte. Dem rasen Tod fielen 434 Menschen zum Opfer. Die Diodorpost weckte damals auch in Württemberg schmerzlichen Widerhall. Auf dem Friedhof in Wiberach a. Rh. befindet sich die am 20. April 1884 eingeweihte Gedenktafel für die schwäbischen „Singvögeln“ aus Wiberach. Die Geschwister Kommer, genannt die „Singvögeln“, fanden bei dem Schiffuntergang das Wellengrab. Sie (Georg, geb. 1. September 1855, Auguste, geb. 3. August 1857, Kathinka, geb. 5. Juni 1861) ertranken sich der besonderen Zuneigung des deutschen Publikums. Ihre liebevolle Erscheinung und die Schlichtheit des geläuterten Volksgelanges, den sie vertraten, gewannen ihnen die Herzen im Inlande. Die Geschwister Kommer errieten reichen Beifall in Potsdam, Berlin, Frankfurt, in Desterreich, Dänemark, Schweden, in der Schweiz und waren zuletzt für eine Tournee durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika verpflichtet. Am 4. Januar 1883 gaben sie im Stadttheater Wiberach ein Abschiedskonzert und am 10. Januar fand in Wiberach ein gemeinsames Beisetzungsritual mit den Freunden der langgestorbenen Geschwister statt. Die Einschiffung der Geschwister sollte in Hamburg am 17. Januar erfolgen. Das Schiff konnte jedoch zu dem planmäßigen Zeitpunkt die Anker nicht lichten, weil der Kapitän infolge dieses Nebels das Inseegeben an diesem Tage nicht verantworten wollte. Erst am 18. Januar stieß die „Cimbria“ mit 380 Passagieren und 110 Mann Besatzung in See. In der Nacht vom 19. auf 20. Januar wurde die „Cimbria“ bei Nebel von dem englischen Dampfer „Sultan“ gerammt und sank innerhalb einer Viertelstunde. Der „Sultan“ rief mit seinem Bug ein so großes Loch, daß die „Cimbria“ sich schon nach acht Minuten auf die Steuerbordseite legte. Das Ausfallerlassen und Ausschwingen der Rettungsboote war dadurch wesentlich erschwert und es konnten nur die Boote 1, 3, 5 und 7 ausgefetzt werden. Unter den Ertrunkenen befanden sich viele Landeskinder aus dem Unterland, aus der Ulmer Gegend und vom Oberland. Ein Augenzeuge, der das Ende der Geschwister Kommer erlebt hat, berichtet: „Ich sah zwei junge Mädchen an Bord stehen und entsetzt in die Wasserwüste hinabstarren. Angst und Verzweiflung zeichneten sich in den Zügen. Bei näherem Zusehen erkannte ich Auguste und Kathinka Kommer. Sie sprangen in ein Rettungsboot und brachten dasselbe stark ins Schwanken. Stehend umklammerten sich die beiden Mädchen und fielen zusammen ins Wasser. Männer, die sich am Mastbaum festhielten, riefen den Schwärzern zu, sie sollen zum Raubbau schwimmen. Die beiden antworteten, daß sie das nicht mehr könnten, sie seien zu schwach. Mit größtem Anfsatz verlornten die beiden Schwärzer in den Wellen.“ In Ulm und in Wiberach ist heute noch das Erinnern an die schwäbischen Singvögeln lebendig.

Fünf Mark für einen Palast. Ein Palast mit 14 Zimmern und einem großen Garten wurde kürzlich in Glasgow versteigert und einer Frau angekauft, die das einzige Gebot abgegeben hatte. Die Frau, die durch Zufall in das Auktionslokal geriet, hatte wohlwollend das Gebot von 5 Mark gemacht. Der Auktionator wartete ein paar Minuten auf ein höheres Gebot, dann fiel der Hammer und das Palais wurde der Frau zugesprochen. Aber dieses Geschäft hatte auch seine Reverso. Das Haus muß, um überhaupt bewohnbar zu sein, von Grund aus renoviert werden. Außerdem ist es mit einer Hypothek belastet, deren Verzinsung und Tilgung jährlich 1900 Mark erfordern. Der Grund und Boden, auf dem die englischen Privathäuser stehen, ist außerdem nicht Eigentum der Käufer, sondern diesen nur 99 Jahre mietweise überlassen. Daraus ergibt sich, daß die Eigentümerin jährlich 1800 Mark bezahlen muß, ohne daß sie darum ihren Palast bewohnen kann.

Blindlicht-Barnsignale bei der Reichsbahn. Die Deutsche Reichsbahn hat jetzt auf der neu in Betrieb genommenen Eisenbahnlinie Vögnitz-Raudern die für eine allgemeine Einführung geplanten Blindlichtanlagen in der Praxis erprobt. Die Ergebnisse sind bisher zur vollen Zufriedenheit ausgefallen. Die Blindlichtsignale können auch bei hellem Sonnenschein aus über hundert Meter Entfernung wahrgenommen werden. Damit auch farbenblinde Personen sich nach der Anlage richten können, hat man verschiedene Blindlichter in Anwendung gebracht. Weiß erscheint in der Minute 45mal

und rot 90mal. Das Barnlicht wird vom Zug selbst in Tätigkeit gesetzt, sobald dieser über einen Kontaktknopf fährt, der ungefähr einen halben Kilometer vor dem Uebergang an der Schiene angebracht ist. Außer dieser Anlage sind am Wege noch die üblichen Barntafeln aufgestellt.

Die Bitterale sind gegenwärtig das Objekt eingehender zoologischer Untersuchungen. Diese in den tropischen Gewässern beheimateten Fische sind imstande, Elektrizitätsentladungen zu erzeugen, die jedes kleinere und mittlere Lebewesen bei Berührung sofort töten. Sie haben ein wahres Elektrizitätswerk im Leibe. Vier Fünftel des ganzen Körperbaues sind von den Organen eingenommen, die zur Erzeugung der Elektrizität dienen und zur Abgabe der Elektrizität dienen. Die Sektion dieser Tiere hat einwandfrei ergeben, daß die Natur diese Organe vollkommen in der Form vereinfachter Akkumulatoren gebaut hat, die hintereinander geschaltet, aus einer Kombination von Muskeln, Nerven und Blutadern bestehen. Mit dieser Einrichtung betreiben sie den Gang kleinerer Fische, die sie mit Hilfe eines regelrechten elektrischen Schlagens töten, indem sie sie mit ihrer Schwanzspitze berühren, um sie daraufhin zu verschlucken. Besonders bevorzugt sind Karpien. Die ruhigen Zeiten der Bitterale sind aber jetzt vorüber. Die Wissenschaft greift ihrem Geheimnis mit allen technischen Hilfsmitteln zu Leibe. Für ein Pariser Aquarium werden ständig zu Versuchszwecken Tiere eingefangen. Dort sucht man sie durch Licht und Lärme zur Abgabe ihrer Elektrizitätsentladungen zu bewegen. Man wirft Gegenstände in ihren Wasserbehälter, die eine gewisse Reizbarkeit mit Karpien und anderen Fischen aufweisen. Sofort erfolgt im Wasser eine elektrische Entladung, die in einer Reihe von Akkumulatoren aufbewahrt und dann zu beliebigen Zwecken weitergeleitet wird. Man hat so Stromstärken bis zu 300 Volt gemessen, die imstande sind, Glühlampen zum Leuchten zu bringen.

Die freitbaren Greise. Ein gewiß nicht alltäglicher Prozeß wurde kürzlich vor dem Strafgericht von Tarn-Severin verhandelt. Mäger und Bellagte waren zwischen 65 und 75 Jahre alt. Die drei angeklagten Greise waren in einem Dorfe des Reichs in das Haus eines Nachbarn eingebrochen, um dessen Ersparnisse zu rauben. Der Ueberfallene, im hundertsten Alter von 75 Jahren, wurde, als er sich zur Wehr setzen wollte, durch einen kräftigen knock-out seines nur vier Jahre jüngeren Angreifers zu Boden gestrichelt. Die Verhandlung endete mit der Verurteilung von zwei der Einbrecher, während der dritte freigesprochen wurde. Der Prozeß hatte aber noch ein Nachspiel, das kaum weniger eigenartig anmutet. Der Freigesprochene, der jüngste unter den drei Angeklagten (er zählte nur 65 Jahre), ging nach Hause, umarmte Frau, Kinder und Enkel, um plötzlich im Uebermaß der Freude über den unerwarteten Freispruch vom Schlag getroffen tot zusammenzubrechen.

Der Gipfel der Faulheit. Der große Musiker Haydn hat der Nachwelt einen Hymnus an die Faulheit hinterlassen, wie Beethoven einen Hymnus an die Freude. Das Werk beginnt: Faulheit, endlich muß ich dir auch ein herrlich Loblied singen. Zum eigentlichen Lobe ist weder der Dichter, noch der Tonkünstler Haydn gekommen, denn, so heißt es am Schluß, sie selbst, die Faulheit, hinderte sie daran. Zugegeben, daß ein volles Maß an Faulheit eine schöne und vor allem bequeme Beigabe des Lebens ist. Bei der Arbeit machen wir alle gern ein wenig Gebrauch davon, beim Essen und Selbsteinnehmen weniger. Auch das hat nach dem berühmten Schloßerlied seinen guten Grund, denn das Fressen dauert gar nicht lang, die Arbeit aber vierzehn Stunden. In England hat jedoch ein Mann die Faulheit soweit getrieben, daß er dafür ins Gefängnis kam. Ein Arbeiter in Liverpool war so faul, daß er sich weigerte, die Arbeitslosenunterstützung abzuholen. Er lag statt dessen den ganzen Tag im Bett. Nun ist auch in England nicht strafbar, wenn man sich weigert, Arbeitslosenunterstützung abzuholen, aber es ist strafbar, sich zu weigern, den Unterhalt für die Familie zu besorgen. Das ist die Pflicht des Mannes als Ernährer für die Familie. Er muß entweder arbeiten oder Arbeitslosenunterstützung besorgen. Weil dieser Mann für beides zu faul war, hatte er nicht für den Unterhalt der Familie gesorgt und wurde zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Kaiserwalzer

Ein Roman aus Oesterreich von O. Kasler. Vertriebt: Romanverlag R. & O. Greiter, G. m. b. H., Raasdorf.

„Also possens mal auf! Die Kaiserjuppen... da nimmt man erst... na ja... erst Wasser! Wie man's alleweil immer tut. In des Wasser kommt des Fleisch. Ein Viertel kilo vom Hammel, Kalb, Rind, und Schweinefleisch. Aber des Fleisch wird in a leinenes Tuch eingekläht.“

„In a leinenes Tuch?“

„Ja! Da locht net alles aus des Fleisch raus, sie wird net gar so fett die Suppen und bleibt goldklar! Also dann nimmt man Semmelflößchen... die muß ma natürlich erst machen! Na freilich! Sie wissens schon, Semmelflößchen! Und in die Semmelflößchen hinein da nimmt man das Fleisch! Das wird natürlich erst ganz fein gewegt, dann alles unanander g'schicht und dann kommt Salz, Pfeffer, Mosterich dazu. Aus dem Eigelb von zehn Eiern wird eine Majonäs g'macht, dazu kommen siebenerlei Würzen, die werden aber vorher zusammen durch die Pfeffermühl gedreht, daß haubfein werden und dann wird alles wie a Teig zusammengeknetet. Net wahr, Sie verstehens mich?“

„Ja, ja, des ist ja wunderbar! Des macht aber viel Müß!“

„Freilich, freilich! Des ist auch was ganz besonderes! Also dann —“

„Was denn alsdann noch?“

„Dann kommt noch jecherlei Gemüse dazu. Aber das wird erst in Butter gedämpft und wird dann der Suppen

zugefetzt. Dann ist die Suppen fertig!“

„Mariandjosef... aber des kann man net alle Täg machen!“

„Na, das wird mal was ganz Spezielles!“

Hinter der Tür aber stand Babette und lachte und lachte.

Am nächsten Tage lief der Kaver Tessa in den Weg. Er grüßte ehrerbietig.

Tessa dankte und sah ihn erstaunt an. „Ja, Sie? Wer sind denn Sie? Sie hab' i noch net gesehen!“

„Der gnädige Herr haben mich engagiert, gnädiges Fräulein!“

Tessa schüttelte den Kopf.

„Das versteh' ich nicht! Als was denn?“

„Als Diener, gnädiges Fräulein!“

„Wo waren Sie denn zuletzt?“

„I... i war Diener beim Herrn Bepi... beim Herrn Hollunder!“ sagte Kaver.

Tessa war hoch erstaunt.

„Der Herr Hollunder hat sich einen Diener leisten können? Ja, das ist ja ein seltsamer Koch! Hal's der so dick verdient?“

Kaver nickte totentst. „Hat er, hat er, gnädiges Fräulein!“

„Hm, wie heißen Sie?“

„Kaver Haubner!“

„Also, Herr Kaver Haubner, ich muß Ihnen zu meinen Bedauern sagen, daß wir uns trennen müssen, ich habe keine Verwendung im Dienst für Sie. Die Dienerschaft ist vollzählig. War eine Raune von meinem Vater, die ich auf die Dauer nicht dulden kann. Jede überflüssige Kraft hemmt.“

Kaver machte ein so erschrockenes Gesicht, daß er Tessa leid tat.

„Bleiben Sie den Monat noch, dann reden wir noch einmal über den Fall. Ich will mit dem Herrn Verwalter sprechen, ob er sie brauchen kann. Haben Sie eine gute Handschrift?“

Kaver schüttelte verlegen den Kopf.

„Na, schreiben... das fällt mir affkurat schwer, aber wenn's nit anders geht, dann werd' i mich in Wien um eine Stellung kümmern. I bin eh ein herrschaftlicher Diener und möcht schon in dem Genre bleiben, das wendens verstehen, gnädiges Fräulein!“

Sie nickte ihm erfreut zu.

„Recht so, Herr Kaver! Kümmern Sie sich! Um ein paar Wochen soll's nicht drauf ankommen, schon weil Sie mein Vater mit engagiert hat!“

Sie verlieh ihn und Kaver stand eine Weile ganz traurig, dann rissite er sich auf und sagte: „Ja, ja, geht halt net immer so, wie man's mocht! Den Herrn Bepi, den sah i net gern allein, aber jetzt, wo er selber arbeit', da... ja, ja... was solls er dann mit an Diener.“

Er fand sich in die Situation.

Schon zwei Tage später hatte er eine Stellung und schrieb von Wien aus einen herzlichen Abschiedsgruß an Bepi, daß dem guten Kerl ganz weich wurde.

5.

Tessa! sagte der alte Graf und sah von seinen Briefschaften, die er aufmerksam durchgesehen hatte, auf.

„Ja, Papa!“

„Der Holgendorff schreibt mit!“

„Die Erzellens?“

„Ja! Will Sonntag Verlobung feiern!“

„So! Wer verlobt sich denn da?“

„Die Erzellens!“

Fortsetzung folgt.



# Ein Besuch beim alten Dichter

Ein bunter Kranz von Märchen, Geschichten und Gedichten für Kinder und Erwachsene

1. Fortsetzung

Von Richard Zozmann

## 2. Die Wiese

Auf der Wiese ist es schön! Im Winter ist sie weiß wie ein Tischdeck, und die kleinen Büsche, die an ihrem Rande stehen, sehen aus, als ob sie vergiftet wären. Und wenn der Schnee fällt, hält er sich auf den Zweigen der Büsche zusammen wie Watte. Nach der alte Mann an der Wiese bekommt sein Teil ab: jede Warte trägt ein weißes Spielzeugmännchen. Winter dem Mann poltert ein kleinwinziger Bach. Seine Ränder sind schon weiß, und er drängt sich ärgertlich durch die schmalen Zungen, die ihn frohlig zucken und bemerken wollen.

Aber die Sonne meint es gut, sie drückt allem ihren goldenen Stempel auf, und da glüht die Wiese wie von Hunderttausenden von Brillanten: das sind die zarten Schneekristalle. Bald wird die Wiese grau und eines Tages grün. Der Schnee schmilzt schneller und verläßt in kleinen hüftigen Hümmeln. Aber ehe es wirklich Frühling wird, fällt noch einmal Keif und Schnee. Endlich erscheinen Schneeglockchen. Sie haben ihre zarten Köpfchen empor und sehen so ungeduldig aus, wie denn der Frühling wieder? Denn sie wollen ihn doch erlinden mit ihren überreife Blüten. Auch Arotus erscheint.

Im April zeigen sich die Himmelsschlüssel, die dem Frühling die Tore aufschließen wollen, und die Gänseblümchen, die niedlichen Blumen mit gelbem Kopf und weißem Kranz. In der Luft liegt schon eine laue Wärme und ein Duft von Blütenmenschen. Die Stare und Amseln floten und pfeifen. Nun erhebt sich der hohe Löwenjahn mit den Langenblättern und dem goldenen Kopf, der wie Feuer leuchtet. Wenn er abgeblüht ist, erscheint daraus die zarte Silberseine Fuchsbäume, die man abblühen kann, das die Staubfäden wie kleine Sonnenschirmchen in alle Winde fliegen.

Nun beginnt der Sommer zu schwülen. Die Wiese steht im äppeligen Grün, und über ihrem hüftigen Jander schwebt hoch im blauen jeder Verborgene. Auch der Kanarienvogel, die Finken und Meisen flattern lachend über die Wiese, daß es manchmal aussieht, als schwebte eine bunte Wolke dahin. Als fernere Sommergäste kommen die Margaretenblumen, die größeren und tolleren Schwestern der Gänseblümchen. Der rote, honigreiche Klee lockt Bienen an und welscherote, dicke Hummeln. Sie brummeln und semmen wie kleine Propeller an einem Luftschiffchen. Dahinzu ist erwacht. Die gelben Butterblumen, die Teufelblumen erscheinen. Brennnesseln machen sich am Hause wichtig, und die Disteln streben hoch und kackelbedeckt empor. Auch ein Gemitter geht ab und zu auf die Wiese hernieder. Die Wölfe verführen den Himmel mit ihrem Orteil, der Blick wirft seine goldenen Lanzen in ihre dicken Gewässer, daß sie platen und Regen oder Schlofen prasseln verniedrigerlegen. Doch die Sonne, die gütige Lebensmutter, schlachtet den bestigen Streit, und die erste Wiese blüht aus millionenfachen Lantropfen dankbar zu ihr auf.

Auch wenn die flechtigen Kälder ihres Amtes gewaltet haben, und alle alle Blumenkinder verschwunden sind, bietet die Wiese einen entsündenden Anblick. Die geborenen Flächen wirken dann wie grüne schwellende Samteppiche.

So ist die Wiese immer zufrieden und schön, das ganze Jahr hindurch. Im Herbst melden sich die Herbstzeifen, wenn Schafgarbe, Holzmilch, Wundermann und Bienenlaug langst dahin und abgeblüht sind. Die Herbstzeitlose steht noch lange verlassen und oft frzierend wie ein armes Waisenkind. Und dann wird eines Morgens die Wiese wieder weiß, weil der Winter über Nacht auf neue ins Land gezogen kam. Inerit xarier Keif, den die warmen Finger der Sonnenmutter leicht wieder abtrotzen. Später fällt der Schnee dichter und trout der schwachen Wärme des lebenswefenden Lichtes. Die Kinder ballen die ersten Schneemänner; der Bach fängt wieder an zu murren und zu poltern. Aber er stadt vergebens das Eis zu durchstühen, und die Baden laufen Schlittschuh auf seiner geflaxtesten Straße. Weihnachten ist dal Lichterglanz vom Christbaum fällt aus den Fenstern auf die Wiese, die träumend unterm weißen Schneebettchen liegt und sich auf den Frühling freut, der den goldenen Lebensstanz wieder beginnt.

Doch nun will ich einige der feinen zarten, auch wohl bekannten Wiesenblumenkinder plüden, wie sie der Reihe nach aus dem aersichöplichen Küßhorn der gütigen Mutter Natur auf die erwachende Erde gestreut werden. Nicht ganze Hände voll will ich plüden, sondern nur drei oder vier der lieblichsten, und sie auch, liebe Kinder, in Form von bedeutungsvollen Pflanzenlegenden darbieten als einen kleinen, sinnig zusammengebundenen

## 3. Wiesenblumenstrauch

Das Gänseblümchen

Der Frühling war in leitem Verfliegen. Die Sonne, die wunderbare Goldschmiedin, legte vorm Scheiden ihre letzten güldenen Ringe und opalierenden Arabesken um die Ränder der Wollen, als wollte sie die flüchtigen Gebilde am Verlöschen hindern. Unermüdlich schlang die Schwälben ihre blüßschnell hingeworfenen Kränze um Obelisk und Türme. Irigendwo flüster eine Droffel ihr Abendgebet.

Mutter Maria hatte heute aber wenig Zeit für den weichen Abendfrieden. Sie sah im kleinen Stübchen, nur ab und zu einen flüchtigen Blick durch das Fenster werfend, denn sie mußte das schon langsam verwellende Licht benutzen, um dies und jenes zu nähen oder zu flicken. — Das Jesuskindlein spielte mit den bunten Kliden, vor ihrem Strübe am Boden sitzend, und nabte sich baraus Blümmlein zusammen. Eines sollte ganz besonders hübsch werden. Denn das wollte Jesus seinem lieben Mütterlein schenken. Er nahm also ein Stücklein vom weichen Vinnen und gabte es mit dem Scherelein trabensdenig aus, so daß es aussah wie ein Stern. Dann nahm er Radel und Jovira und nabte ein gelbes Alteschen mittenhinein. — Natürlich wissen kleine Kinder mit der Radel nicht gefchicht umzugehen. Und da dem Jesusknaben Marias Fingerhüte viel zu groß waren, so nabte er ohne diesen Schanz und nach sich dabei mehrmals in die Finger, fofoch die Unterseite des weichen Plattsternes rot zerkratzt war. — Mutter Maria freute sich sehr über das hübsche Blümmlein und bedauerte nur, daß es nicht lebendig wäre wie die andern Blumenkinder im Gärten.

„O Mutter“, rief das Jesuskind, „das soll schon lebendig werden!“ — Sprachs und ließ in das Gärten hinaus und pflanzte das weiße Blümmlein in die schwarze Erde. „Und das ganze Jahr soll es blühen“, rief er lachend, „nicht nur ein paar Wochen wie die andern Blumen!“

Und so geschah, und die Gänseblümchen, oder Rasfledchen, zeigen noch bis heute an der Unterseite ihrer Blätter die roten Blutstreaken aus den Fingern des Jesusknaben.

Der Himmelsschlüssel

Eines Tages war große Aufregung im Himmel. Einige Unholde hatten sich von Sankt Petrus Himmelsschlüssel durch heimlichen Nachdruck Nachschlüssel gemacht, und das hatte den guten Willigen derart aufgeregt, daß ihm aus den vor Karger zitternden Händen sein Schlüsselbund entglitten und auf die Erde niedergefallen war. — Schnell mußten einige Engel hinab und ihn wieder heraufholen. Sie kamen auf eine lachende Wiese, die schon im Raben des Venzes selig erschauerte, obwohl auf den Hängen der sonnenerntenen Felsen noch hier und da vieredige Kefferchen von Schnee lagen, wie Venuskruste, die eine machtsame Wöcherin vergessen hat. Nun: die Sonne, die flechtige Wöcherin, wird sie bald wegzuschaffen wissen, denn ihre Macht wächst von Tag zu Tag und erreicht auch die schattendunkelsten Schluchten einmal. Und dann erlähnen auch dort die Blumen, die schon jetzt auf Wiesen und Ängern ihren Verletrauns ausbreiten. — Und richtig fanden die Engeln nach kurzem Suchen auch den Schlüsselbund Sankt Petrus. Er war gerade auf einige Pflanzenlein gefallen, und die Berührung mit den heiligen Schlüssel hatte ihnen die Form von jenen altertümlichen Schlüsseln aufgeprägt, die wir an diesen Blumen so hübsch und leßsam finden.

So ist die bescheidene goldgelbe Blume zu ihrem Namen gekommen: Schlüsselblume oder auch Himmelsschlüssel. Und sie schlücht in der Tat mancherlei auf! Die Tür des Frühlinges, das Reich der ganzen Blumenwelt als die erste Pflanze, als der Herold und Bote des Venzes, turzum: als der lieblichste Schlüssel zu der aus Winterstanden neu erwachten Gottesnatur.

Nach dem Völkerglauben öffnet sie sogar den Himmel selbst. Der Tiroler nennt sie gerabegz Peterschlüssel; und auf Erden soll sie — zur richtigen Stunde und in der richtigen Hand, also in der eines Sonntagstüdes — irdische Schätze erschließen, die anandbet mit Erdinnern schlummern, oder sie soll mandelens den Weg dahin zeigen. — Woher es aber kommt, daß den Himmelsschlüsselblumen ein eigentümlicher Ffirsch- oder Ayrifolensduft anhaftet, verledet diese Legende nicht. Doch gibt es noch ein anderes, vom soeben erzählten ganz abweichendes Märchen über die Entstehung der Himmelsschlüssel, worin jener Duft eine eigenartige Erklärung findet. Und dieses Märchen lautet also:

Tessa sagt nichts mehr, aber in ihr mürzt es.

Sie ballt die kleinen Hände und denkt bitter: „Wieviel Frauen sind schon durch dein Leben gegangen, Baron Alexander! Hast sie alle genommen, die dir das Leben bot! Mußt schlecht im Herzen sein.“

Und doch sträubt sich etwas in ihr gegen die Feststellung. Es ist das eigene Gefühl. Sie hört seine Stimme, sieht sein Auge. . . und da vermag sie es kaum selber zu glauben.

„Ja, Tessa! . . . da möchtest mir schon am Sonntag nach Holzendorff fahren, net wahr?“

Tessa seuzt auf und nickt.

„Wird wohl nicht anders gehen, Papa!“

„Wenn Du noch was brauchst zu Deiner Garderob“, dann verlafgs Dir in den Tagen.“

Tessa überlegt: „Papa, ich weerd' nach Wien fahren und dort einlaufen!“

„Ist recht, Tessa, aber. . . nimm' mich net mit! Ich will mein Ruh' haben! Die Stadt mit dem Leben und Treiben reagt mich so auf!“

„Ich weiß schon, Papa! Da trifft Du einen Freund nach dem anderen und das wird zu strapazid! Hab' keine Sorg', Du brauchst net mit, aber i will. . . wie denkst Du, Papa. . . ich will den Herrn Alexander bitten, daß er mich begleitet.“

Erfreut sah sie der Vater an und nickte eifrig.

„Aber freilich, Tessa! Der Herr Alexander soll Dich begleiten. Der ist ein Kavaler!“

Tessa suchte Alexander in seinem Büro auf.

Sie fand ihn dort nicht allein, sondern ihm gegenüber saßen der alte Bauer Reimar Pabelberger mit seiner jüngsten Tochter Anka.

Als Tessa eintrat, erhoben sich die beiden ganz beson-

Der erfolgreiche Mensch ist der Inhalt einer kleinen Schrift des englischen Schriftstellers Th. Hamblin. Den Schlüssel des Erfolges feht er in der geistigen Einstellung des Menschen dem Leben und der Arbeit gegenüber. Er sagt: Prüfen wir die Denkart von tausend erfolgreichen Männern, von leitenden Staatsmännern bis zum einfachen Ladeninghaber, so können wir unschwier eine gemeinsame Grundlinie beobachten. Sie alle stellen einen gleichen Typus dar, der in dem gleichen Ausdruck, derselben Haltung, einer besonderen, alle erfolgreichen Menschen bezeichnenden Eigenschaft in Erscheinung tritt. Sehen wir uns umgekehrt einmal tausend Reckwögel, vom ehemals hochgestellten Politiker bis zum Landstreicher herunter, an, so können wir auch hier gewisse Gemeinsamkeiten feststellen, die in erster Linie durch eine besondere Denkart bedingt sind. Erfolg oder Scheitlung sind geistiger Natur. Weil dem so ist, vermag ein Mensch vom Erfolgsweg auf die Dauer nichts anderes, als erfolgreich zu sein; er besitzt ein gewisses Etwas, das ihm die Heilighäute nur vorübergehend antommen läßt und sie dann vielleicht nur als Ansporn zur Erzielung neuer Erfolge benützt. Das gleiche Denken, nur mit dem Unterschied, daß es nach der negativen Seite gerichtet ist, bringt den Reckwögel regelmäßig um den Erfolg. Das Leben formt sich eben ganz nach der Denkgewohnheit des Einzelnen, gestaltet sich ganz nach der geistigen Einstellung. Der geistige Zustand des Menschen, seine Haltung sind es, die als äußere Entsprechung seine Gestalt, den Gesundheitszustand seines Körpers sowie seine Lebensverhältnisse schaffen. Diese Tatsache wird vielleicht für manden überraschend sein, ihn vielleicht auch beunruhigen. Sie hat aber dessen ungeachtet längst wissenschaftliche Anerkennung gefunden.

Ein Spielbube war gestorben. Er selbst aber bestritt, ein solcher zu sein. Er besuchte nur Leute, um von ihnen eine kleine Unterstüzung zu erbitten; war aber so bescheiden, daß er glaubte, seine Gegenwart könnte ihnen lästigfallen. Darum nahm er sich in ihrer Abwesenheit nur das, was er gerade gebrauchen konnte. Aber auch hierin war er bescheiden: denn er nahm niemals mehr, als er tragen konnte. Außerdem litt er an einem funderbaren Fingerkranz an seiner rechten Hand, der zufälligerweise immer gerade dann eintrat, wenn seine Hand versehentlich in einer fremden Tasche steckte. Und wenn er sie herauszog, nahm er zwischen seinen frampfigen Fingern natürlich stets irgendetwas mit, was dabineingeraten war. Dafür konnte er doch nichts, der arme Kerl! Und er mußte doch leben; denn wie erliefst sagte, war er ja nur ein Kollege von einem Klavierspieler, denn beide machten lange Fingergänge — mit oder ohne Erfolg. Außerdem waren Herr Dürtig und Frau Kümmlicher seine Kameraden. Nun, und die gaben ihm weder Klavierspieler noch ausreichende Kost. — Aber hören wir weiter:

Das lag nun das arme Spielbublein. . . Doch eine Stimme, die irdische Obren donnertand machen würde, erscholl aus der Kammerstiefe und sprach:

„Laf ihn bleiben, Betruß; denn wer die Ewigkeit gesehen, soll ewig in ihr wohnen!“

So blieb die Spielbubenseele im Himmel. Betruß aber fauerte nach seiner Art heimlich über die nachthüftige Huld des himmlischen Vaters, und da er beim Schließen der ewigen Pforte den Dietrich noch im Schloße heden sah, zog er ihn wortig heraus und schlenderte ihn heftig auf die Erde zurück. Er bohrte sich tief in den seidenweichen Schoß einer schlummenden Wiese. Und eines Tages, als der Frühling morgen sein erdes sofarntarbenes Licht gebar, wuchs der Dietrich wieder in den malainen Himmel empor, aber in Gestalt einer goldgelben lieblichen Blume, der noch heute ein leiser Aprilosen- oder Pfirsichduft eigen ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Kaiserwalzer

Ein Roman aus Oesterreich von D. Rasfer.

26)

Tessa sah den Vater erstaunt an und schüttelte den Kopf. „Aber na, Papa! Die alte Erzellenz will noch heiraten? Hat wohl im Leben nicht genug Feit gehobt?“

Rachdenklich nickte Graf Karofsch und sah vor sich hin. „Viel Herz, ein lieber Kamerad, überall beliebt. . . Beziehungen zur höchsten Aristokratie, selber alter Adell.“

„Da kannst denken, wie es zugegangen ist. Vor in der Jugend ein lockerer Junge! Das waren überhaupt alle Holzendorffs! Und jetzt macht er noch die Dummheit.“

„Wen möchte er denn heiraten?“

„Du kennst sie! Die Baronesse Madelaine von Holzendorff!“

Tessas Brauen zogen sich zusammen. „Die Madelaine! Ja, die kenn' ich!“

„Net wahr? Es geht Dir wie mir! Die tut der Holzendorff leid!“

Tessa juckte die Köpfen.

„Jeder muß aubeffen, was er sich einbrockt, aber. . . betrogen ist die Erzellenz mit der Madelaine. . . die ist raffiniert und will nur verlorat sein. Unzählige Liebchaften werden von ihr erzählt.“

„Ja, Tessa!“ lachelte Graf Karofsch fein. „Sogar mit unferem Herrn Alexander sollte heimlich verlobt gewesen sein!“

Tessa ist bleich geworden und preßt die Lippen zusammen, dann sagt sie mit gespielter Gleichgültigkeit: „So, so!“

„Ja, grad als wir damals in Wien waren, als i Dich dem Kaiser vorgestellt hab, Tessa, da hat's so geheißen!“

ders respektvoll.

„Ah, der Pabelberger mit der Jüngling! Gräß Gott, Pabelberger! Was führt Euch denn heute zu mir?“

„Gnädiges Fräulein. . . es ist wegen der Hochzeit der Anka!“

„Ah. . . die Anka soll heiraten! Da geht Ihnen ja die letzte aus dem Hause!“

Dabei sah sie das Mädchen aufmerksam an.

„Wem hast denn das Herz geschenkt, Anka?“

„Dem. . . dem. . . W. . . Mayer-Schmid!“ druckte sie.

„Ja, ja, dem Rünzger-Schmied!“ fiel der Alte schnell ein und sagte stolz hinzu: „Der legt die Erbchaft um zweitausend Taler g'macht hat, gnädiges Fräulein!“

Tessas Blick ruhte lange auf dem Mädchen.

„Aind, ein glückliches Gesicht macht net! Bist net zufrieden mit der Wahl?“

Da brachen die hellen Tränen aus den Augen des Mädchens, lebend ruheten die tränenumflorten Blicke auf Tessa und baten: „Sich mir!“

„Bistst am Ende den Münzer-Schmied garnet heiraten?“

„Aber gnädiges Fräulein. . .“ fiel der Bauer hastig ein. „Natürlich mag sie ihn, so a Glück, wo er die zweitausend Taler geragt hat! So a Glück!“

Streng sah ihn Tessa an.

„Die Anka heiratet, net Ihr, Bauer! Um der Anka ihr Glück gehts, Bauer, und da hats Geld nit dazu zu tun! Reht sprich ohne Sorg' und Schen, Anka! Wasst Du ihn?“

„Ra, ne. . . der Herr Vater hats nur bestimmt! I hoff' ihn! Er ist so arg schlecht!“

„Bistst still!“ ichrie der Pabelberger mühend und kriegte einen roten Kopf.

„Liebst einen anderen, Anka?“

(Fortsetzung folgt.)

